

## »Aber wer bin ich, daß ...«

Zu einer Spiritualität der Selbstzurücknahme

---

Eine schwierige Frage: Wie können Theologen eine Sprache finden, die einerseits den Anforderungen ihres Faches, andererseits aber der Forderung ihrer Zeitgenossen nach Verständlichkeit gerecht werden kann? Dieser Frage soll der folgende Beitrag durch Verweise auf das Alte Testament und auf moderne literarische Texte nachgehen.

### **Alttestamentliche Spurensuche: Kohélet und Ijob**

Zwei Szenen aus dem Alten, dem Ersten Testament. Zunächst diese: Ein Gottesgrübler versucht, sein philosophisch-theologisches Lebensfazit zu ziehen. Sein Thema: Die Möglichkeiten und Grenzen der menschlichen Erkenntnis:

Als ich mir vorgenommen hatte zu erkennen, was Wissen wirklich ist, und zu beobachten, welches Geschäft eigentlich auf der Erde getätigt wird, da sah ich ein, daß der Mensch, selbst wenn er seinen Augen bei Tag und Nacht keinen Schlaf gönnt, das Tun Gottes in seiner Ganzheit nicht wiederfinden kann, das Tun, das unter der Sonne getan wurde. Deshalb strengt der Mensch, danach suchend, sich an und findet es doch nicht wieder. Selbst wenn der Gebildete behauptet, er erkenne - er kann es doch nicht wiederfinden (Koh 8,16 f).

Zweite Szene: Ein unschuldig unermesslich Leidender hat gegen seinen Gott aufgebeht, rebelliert, mit ihm um eine gerechte Behandlung gerungen. Und Gott hat ihm geantwortet, ihm in einer Schöpfungsrevue sondergleichen den Kosmos in seiner ganzen Herrlichkeit und vor allem in seiner bleibenden Unbegreiflichkeit vor Augen geführt. Reaktion des Gottesrebells: Er lenkt ein:

Siehe, ich bin zu gering, was kann ich dir erwidern. Ich lege meine Hand auf meinen Mund. Ich hab' erkannt, daß du alles vermagst, kein Vorhaben ist dir verwehrt... So habe ich denn im Unverstand geredet über Dinge, die zu wunderbar für mich und unbegreiflich sind (Ijob 40,4; 42,2 f).

Sie sind die beiden großen Repräsentanten der biblischen Weisheitsskepsis: Kohélet, der Gottesgrübler, und Ijob, der aufbegehrende Gottesknecht.

Das grundsätzliche Vertrauen der weisheitlichen Tradition, die Welt mit Hilfe von Erkenntnis, Regeln und Ordnungen zumindest ansatzweise erfassen und meistern zu können, wird von diesen beiden Gestalten in die Krise geführt.

### **Demut? Selbstzurücknahme!**

Was sie vereint ist aber nicht nur ihre grundsätzlich kritische Einschätzung der menschlichen Fähigkeiten, die Grundordnung des Seins und die Wege des Schöpfers und Weltenlenkers verstehen zu können. Sie ziehen darüber hinaus aus dieser Erkenntnis auch die gleichen stimmigen Schlußfolgerungen für die Menschen.

Kohélet fordert dazu auf, sich mit den Grenzen des Erkenntnisvermögens abzufinden und in Gottesfurcht und Verantwortung vor den Menschen sein Leben zu genießen. Ijob legt die Hand auf seinen Mund, schweigt, zieht seine als unberechtigt erkannten Forderungen nach einer Einsicht in den Schöpfungsplan zurück. Gerade so kann er sich aber dem Leben neu zuwenden. Keine Kapitulation angesichts vermeintlicher Absurdität zeichnet diese beiden Figuren aus, sondern die tiefe Einsicht: Nur im Rahmen einer realistischen Selbstbesinnung des Menschen auf seinen Platz in der Schöpfung kann Leben wahrhaft gelingen. In dieser Erkenntnis werden Kohélet und Ijob zu Zeugen einer biblischen Geisteshaltung der Selbstzurücknahme. Sie nehmen sich selbst zurück im Vertrauen auf ein - logisch nicht beweisbares - letztes Getragensein von Gott. Dieses hoffende Vertrauen wird für sie zur Grundlage ihrer gläubigen Lebensentwürfe.

Gäbe es nicht eine fatale christliche Mißbrauchsgeschichte im Zusammenhang mit dem Wort „Demut“, so könnte dieser Begriff ideal die bei Kohélet und Ijob erfahrbare Geisteshaltung der Selbstzurücknahme veranschaulichen. Demut - vor Gott, nicht vor menschlichen Autoritäten! - gerade als Spannungsgegenpol zur Rebellion: und beide haben im korrelativen Bezug ihren jeweiligen Platz und ihre Berechtigung! Eine so verstandene Demut erhielt einerseits als intellektuelle Geisteshaltung *nach* einem langen notwendigen Ringen um Erkenntnis und Wahrheit ihr spezifisches Profil. Ande-

rerseits erwies sie sich aber als emotionales Vertrauenskönigen auf ein letztes Aufgehoben-Sein in einem größeren Zusammenhang!

Angesichts jener tatsächlichen Mißbrauchs-geschichte jedoch, in der das Wort „Demut“ viel zu oft als sedatives Unterdrückungsinstrument verzweckt wurde, ist es als sinnvoller, Mißverständnisse ausschließender Begriff in dem oben skizzierten Sinne kaum noch einsetzbar. Kohelet und Ijob stehen deshalb hier als Kronzeugen einer „Spiritualität der Selbstzurücknahme“.

### **Selbstzurücknahme? Ein aktuelles Konzept!**

Gerade die somit in aller Knappheit umrissene spirituelle Selbstzurücknahme erlebt nun in unserer Epoche - der Spätphase oder Krise der Moderne - eine unerwartete Aktualität. Denn was zeichnet die Moderne aus? Vor allem der ungebrochene Optimismus in Bezug auf die menschlichen Erkenntnis- und Erreichbarkeitsmöglichkeiten. Heute sieht man immer deutlicher, wie brüchig dieser grenzenlose Fortschrittsoptimismus war: Die „Grenzen des Wachstums“ sind in der ökologischen Krise längst zum Schlagwort geronnen, die „Grenzen der Erklärbarkeit“ gerade in den Naturwissenschaften angesichts neuester Chaostheorien immer augenfälliger geworden. Der geistesgeschichtliche Prozeß, den unsere Epoche gegenwärtig durchläuft, ist - zumindest ansatzweise - durchaus mit der geschilderten alttestamentlichen Weisheitskrise vergleichbar.

Wo aber finden sich im Chaos der gegenwärtigen postmodernen Beliebigkeit Anzeichen für das Wiederaufblühen einer zeitgenössischen „Spiritualität der Selbstzurücknahme“ im Sinne der biblischen Tradition? Vielleicht sind es vor allem die Schriftsteller, die als feinfühlig Seismographen gesellschaftlicher Vorgänge derartige Tendenzen als erste erfaßt und gestaltet haben. Der Einfluß der Bibel auf literarisches Schaffen (vgl. Ebach/Faber) ist nun freilich kaum zu unterschätzen. Immer schon hat die Bibel auf vielfältige Art und Weise Gedichte, Romane und Dramen der Weltliteratur beeinflusst. An dieser Prägung hat sich auch durch die Säkularisierung grundlegend nichts geändert, selbst wenn die autonomen Schriftsteller unse-

rer Zeit sehr viel freier und kreativer biblische Themen, Charaktere, Stilfiguren und Sprachformen aufgreifen und gestalten.

Unsere Fragestellung bezieht sich freilich nicht so sehr auf konkrete Figuren oder Motive, sondern auf eine geistige Tradition. Die tatsächliche Abhängigkeit von konkreten Einzelementen in einer solchen Traditionsreihe ist aber im Einzelfall kaum nachzuweisen. Deshalb spricht man hier wohl besser von einem „geistigen Erbe“ der biblischen Tradition, die in unserer Zeit eigene Äußerungsformen finden muß. Die Tübinger Theologen Walter Groß und Karl-Josef Kuschel hatten bereits zur Frage der Haltung des Menschen im Leid „bemerkenswerte Konvergenzen“ gerade von „alttestamentlichen und modernen literarischen Texten“ (Groß/Kuschel 13) eindrucksvoll nachgewiesen. Gibt es derartige Konvergenzen auch hinsichtlich einer Spiritualität der Selbstzurücknahme? Schauen wir näher hin!

### **Literarische Beispiele**

Stellen wir uns noch einmal die beiden alttestamentlichen Bilder vor Augen: Kohelet, der die Bedingtheit alles Wiß- und Sagbaren meditiert und Ijob, der verstummend seine Hand auf den Mund legt: Wenn es um sprachliche Reduktion, Konzentration und Ver-Dichtung geht, um ein Ringen um das Gerade-noch-Sagbare im Bewußtsein dessen, was eben nicht mehr mit Sicherheit gewußt und folglich auch nicht mehr gesagt werden kann und darf, um ein dem Verstummen abgerungenes Stammeln, dann ist sicherlich vor allem die Lyrik jene Form von Literatur, die eine nähere Betrachtung verdient. Hilde Domin, 1912 in Köln geboren und nach langem erzwungenen Exil seit vielen Jahren in Heidelberg wohnhaft, hat dies in einem poetologischen Gedicht (Domin 227) aus den frühen sechziger Jahren wie folgt zu sagen versucht:

*Lyrik*  
das Nichtwort  
ausgespannt  
zwischen  
Wort und Wort.

Gerade die moderne Lyrik zeichnet sich aus durch sprachliche Zurücknahme, durch verständniserschwerende Verknappung und die Kunst des recht gesetzten Zusammenspiels von Gesagtem und Nicht-Gesagtem.

Über diese grundsätzlichen poetologischen Merkmale hinausgehend aber thematisieren zahlreiche moderne lyrische Texte auch inhaltlich das Problem der Grenzen des für Menschen grundsätzlich Denk- und Sagbaren.

Zwei weitere exemplarische Beispielgedichte aus den sechziger Jahren sollen dies im Folgenden paradigmatisch veranschaulichen.

Beide Texte sind zwar eigentlich völlig unabhängig voneinander entstanden, wirken aber wie Wort und Wider-Wort, Spiegelungen, zwei Seiten der einen Medaille.

#### *Johannes Bobrowski*

Der erste Text dieses Gedichtpaars entstand am 4. Februar 1961 und stammt von Johannes Bobrowski (1917-1965), der sich vor allem als naturverbundener Lyriker einen Namen gemacht hat.

#### *Immer zu benennen*

Immer zu benennen:  
den Baum, den Vogel im Flug,  
den rötlichen Fels, wo der Strom  
zieht, grün, und den Fisch  
im weißen Rauch, wenn es dunkelt  
über die Wälder herab.

Zeichen, Farben, es ist  
ein Spiel, ich bin bedenklich,  
es möchte nicht enden  
gerecht.

Und wer lehrt mich,  
was ich vergaß: der Steine  
Schlaf, den Schlaf  
der Vögel im Flug, der Bäume  
Schlaf, im Dunkel  
geht ihr Rede-?

Wär da ein Gott  
und im Fleisch,  
und könnt mich rufen, ich würd  
umhergehen, ich würd  
warten ein wenig.

*„Ijjob aus Us, hochangesehen und an Gütern reich gesegnet, verliert plötzlich, in einer raschen Folge von Katastrophen Kind und Knecht, Haus und Hof, alles. Ihn selber befällt, das vernichtende Geschick besiegelnd, der Aussatz. Unversehens ward die Existenz des Mannes bis auf den Grund zerstört.*

*Solch Schlimmes ist auch anderen widerfahren. Vielen, Unzähligen geschiehts, allorts, allzeit. Nur einige Fälle überdauern das große Vergessen, haften im Gedächtnis der Menschheit und finden ihre Dichter und Deuter. Krösus, Polykrates, auch Ijjob.*

*Die Erinnerung an den Fall Ijjob ist älter als das sie bezeugende Buch. Was sie nährte, war weniger die Größe des Unheils, das Ijjob verdarb, als der Skandal, daß es gerade ihn betraf - den notorisch gerechten und frommen Mann, Gottes getreuesten Knecht. Unverständliches, Unrecht ist geschehen an Ijjob, und Gott hat es selber getan - wer anders, wenn er der Allwirkende ist? Und ist er der Allgerechte - warum? Diese Frage wird immer nur von Menschen gestellt, die in den Gewißheiten, die sie voraussetzt, leben. Sie erkennen im Fall Ijjob den ihrigen, den Fall ihrer eigenen Existenz. Von allem Anfang an steht das individuelle Geschick des Ijjob in der Mitte des überindividuellen Anliegens, an seinem Falle das Sein Gottes zum Menschen und des Menschen Sein zu Gott zu erfragen. Darum erscheint alle Berichterstattung über Ijjob von vornherein als Interpretation seines Falles aus Teilnahme, aus Selbstbetroffenheit. Die drei Freunde, wie später Elihu, ringen um die theologische Bewältigung des Falles. Die Lösungen, die sie fanden, erweisen sich als Versuche, das Problem als solches durch die Wegnahme eines seiner Komponenten aus dem Weg zu räumen. -*

*Ijjob selber aber ringt nicht als Theologe mit dem Problem, sondern als Mensch mit Gott.“*

*IJJOB. Das Buch Hiob hebräisch-deutsch, herausgegeben von Fridolin Stier. Verlag Kösel München 1954, 217*

*Abb.: Sieger Köder, Eine Tübinger Bibel, 63 Ijjob zu den Freunden: „Wahrhaftig, ihr seid besondere Leute, mit euch stirbt die Weisheit aus.“*

Ein langsames, gemächliches Gedicht, das sanfte Bilder in die Landschaft des Vorstellungsvermögens tupft. Die erste Strophe zählt selbstbewußt all das auf, was für Bobrowski, den Dichter, „immer zu benennen ist“: Naturscheinungen in Farbe und Bewegung. Die beiden folgenden Strophen halten den zunächst so sicher fließenden Sprachstrom auf, fragen nach, überdenken das Gesagte. Ist nicht das so einfach Benannte nur „ein Spiel“, dessen unsicheres Ende und Ziel freilich der Dichter und Wortsetzer selbst nicht durchschauen kann? Und was alles verschweigt der Dichter bei all dem „immer zu Benennenden“, was entzieht sich seinem Vorstellungs-, geschweige Darstellungsvermögen? Vor allem der Schlaf und die geheimnisvolle Sprache der Natur! Die oberflächliche Beschreibung des Dichters dringt bis zu den verborgenen Tiefendimensionen nicht vor.

So endet die dritte Strophe mit einem Fragezeichen, mündet die scheinbare Selbstsicherheit und Sprachmächtigkeit des Dichters in dem Eingeständnis, die eigentlich wichtigen Wahrnehmungen selbst zu verfehlen. Und wer könnte sie ihn lehren?

Allein „ein Gott... im Fleisch“! Doch sichere Aussagen über ihn entziehen sich dem Dichter ebenfalls, hier bleibt ihm nur der Konjunktiv des Wunsches: Ja, *wenn* es einen Gott gäbe, der ihn rief, ihm in diesem Ruf eine Antwort gäbe, so würde er diesem Ruf folgen.

Freilich: der gläubige Protestant Bobrowski läßt sein lyrisches Ich einschränken; er würde warten, „ein wenig“. Keine Sicherheit über die letzten Fragen und die ihm verschlossenen tieferen Dimensionen der Wirklichkeit bietet sich dem Dichter, allein der Wunsch und die nicht ausgeschlossene Möglichkeit bleiben. „Immer zu benennen“ - das Gedicht dieses Titels endet mit der offenen Andeutung all dessen, das gerade nicht benannt werden kann.

#### *Marie Luise Kaschnitz*

Das zweite hier näher zu betrachtende Beispielgedicht stammt von Marie Luise Kaschnitz (1901-1974), und wurde erstmals veröffentlicht in ihrer 1965 erschienenen Sammlung „Ein Wort weiter“.

#### *Nicht gesagt*

Nicht gesagt

Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre  
Und vom Blitz nicht das einzig richtige  
Geschweige denn von der Liebe.

Versuche. Gesuche. Mißlungen  
Ungenau Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot  
Nicht gesprochen vom Sämann  
Und nur am Rande vermerkt  
Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt  
Mit ewiger Seligkeit

Den Verfall nicht geleugnet  
Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand  
Weil ich nicht an ihn glaube  
Gott nicht gelobt

Aber wer bin ich daß

Anders als Bobrowski läßt Kaschnitz von vornherein erst gar nicht den Eindruck entstehen, alles immer benennen zu können, im Gegenteil: Sie reflektiert hier darüber, was sie alles in ihren Dichtungen gerade nicht gesagt, oder zumindest nicht gelungen in Sprache gekleidet hat. Naturscheinungen - bei Bobrowski noch selbstbewußt aufgezählt - hat sie gerade nicht benannt: weder Sonne noch Blitz, weder Morgenrot noch Blumen. Und nicht einmal mit der literarischen Behandlung der Liebe, immerhin einem ihrer zentralen Themen, kann sie sich zufriedengeben. All das sind, so die zweite Strophe, lediglich im Grunde mißlungene, ungenau bleibende „Versuche“.

Die beiden letzten Strophen des Gedichts weiten den Horizont auf die religiöse Dimension. Was von der schriftstellerischen Versprachlichung von Naturphänomenen und der Liebe galt, gilt auch hier, beschrieben in immer neuen Anläufen, Gegenläufen und Zurücknahmen. Nein, auch den Trost der „ewigen Seligkeit“ konnte sie, die sehr wohl religiös bekennende protestantische Christin, mit ihren Werken nicht geben. Sie schrieb keine religiöse „Heftpflasterlyrik“ wie etwa ein Reinhold Schneider in einer kurzen Phase seines reichen Schaffens. Nein, „Verfall“ und „Verzweiflung“ waren für sie zu augenfällig, um übersehen zu werden.

Und dennoch: Keine Hinwendung zu Resignation, kein Verfall in Zynismus, sie hat auch den „Teufel nicht an die Wand“ gemalt, schlicht weil sie nicht an ihn glaubt. Aber eben auch nicht „Gott gelobt“. All das steht ihr nicht zu, bleibt „nicht gesagt“. Konsequenterweise endet denn auch die Schlußzeile mitten im Sprachversuch: „aber wer bin ich daß“ ... Tatsächlich, welche Erwartung fordert denn, all diese nicht benannten Elemente erstens begreifen und zweitens auch noch in Sprache gießen zu können? Marie Luise Kaschnitz kann sich zurücknehmen, kann die weitergehende Erwartung zurückweisen und läßt folgerichtig ihr poetologisches Reflexionsgedicht im offenen Schluß enden.

### **Was theologisches Reden lernen könnte**

Gerade dieses offene, sich plötzlich selbst abbrechende Ende erinnert frappierend an das „die Hand auf den Mund legen“ Ijobs. Spiritualität der Selbstzurücknahme? - Was die alttestamentlichen Beispiele in ihrer Welt veranschaulichten, gilt genauso für diese zwei exemplarischen Gedichte. Speziell im Nachdenken und Nachschreiben der Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Erkenntnis und sprachlicher Wiedergabe des Erkannten rücken sich diese Dichter „demütig“ ein in einen Weltraum, der ihre Faßbarkeit übersteigt. Doch wiederum nicht im Sinne von Resignation und zynischer Verzweiflung, sondern im lebenszugewandten „Trotzdem“. Sie schreiben Gedichte, obwohl, nein: weil sie um die Begrenztheit des Sagbaren wissen.

Sicherlich kann eine zeitgemäße theologische Sprache derartige Vorgaben der Literatur nicht einfach übernehmen. Bekenntnissprache oder intellektuelle Deutungssprache setzten ein anderes Sprachbewußtsein voraus als eine selbstreferentielle dichterische Sprache. Von der grundsätzlichen Geisteshaltung aber, der Spiritualität der Selbstzurücknahme - die ja gerade ein neues Sich-Einlassen auf Gott ermöglichen will - könnte und sollte theologisches Sprechen im Interesse der Glaubwürdigkeit lernen.

Blicken wir ein letztes Mal zurück in das Alte Testament. Gibt es einen dringlicheren Appell an die ständige Pflicht theologischer Selbstüberprüfung, als das mit göttlicher Autorität ausgesprochene Ver-

dikt des Ijobbuches, Ijobs Tröster - die Theologen, die vom sicheren Standpunkt ihres fertigen theologischen Systems aus vollmundig und selbstbewußt sprachen - hätten im Gegensatz zu ihm selbst „nicht recht geredet“ von Gott (Ijob 42,7)? Und gibt es eine wichtigere Rücknahme der letztendlichen Bedeutung theologisch-philosophischen Forschens und Sprechens als Kohelets Einsicht, am Ende gäbe es an den Gebildeten „ebensowenig wie an den Ungebildeten eine Erinnerung, die ewig währt“ (Koh 2,16)?

Und dazu nun die Voten der Schriftsteller: Bobrowskis Erkenntnis, letztlich eben doch nur Oberflächenerscheinungen benennen zu können, für die Tiefendimension aber sprachlos bleiben zu müssen; Kaschnitz' Eingeständnis, letztlich nur Sprachversuche vorlegen zu können, die gerade die wichtigen Fragen - auch die Frage nach Gott - nicht angemessen erfassen können: Läßt sich daraus nicht doch eine Einsicht gewinnen, die für theologisches Sprechen aus einer Spiritualität der Selbstzurücknahme heraus fruchtbar gemacht werden kann?

Vielleicht müßte eine glaubhafte theologische Sprache unserer Zeit viel öfter eingestehen, daß auch sie höchstens Versuch, zwangsläufige ungenaue Annäherung bleibt; daß sie nicht einfach über das als klar definierte Objekt verfügt, von dem sie spricht; daß sie bei allem, was „immer zu benennen“ ist, unendlich viel „nicht gesagt“ sein lassen muß. Und vielleicht müßte sie noch viel stärker gegen die Versuchung der theologischen Selbstgewißheit lernen und zugeben, daß sich die letzten Fragen des Menschen der Erfäßbarkeit und schon gerade der sprachlichen Darstellbarkeit entziehen.

Unsere Beispiele haben nachdrücklich bezeugt, daß aus einer derartigen „Spiritualität der Selbstzurücknahme“ gerade nicht irgendeine vermeintlich sicher zu begreifende „Glaubenssubstanz“ verloren geht, sondern daß sich so die Möglichkeit wahrhaftiger Lebensgestaltung im Glauben erst öffnet. Erweise sich theologisches Sprechen in unserer Zeit nicht so als weitaus wahrhaftiger und glaubwürdiger?

### **Ausblick**

Ein vierter und letzter literarischer Beispieltext, der eine derartige Selbstzurücknahme gerade in re-

ligiösen Fragen eindrucksvoll benennt: ein Gedicht, das Paul Celan (1920-1970) 1963 veröffentlicht und seiner Dichtereugin Nelly Sachs gewidmet hat: „Zürich, zum Storchen“. Karl-Josef Kuschel hat den konkreten Hintergrund dieses Textes meisterhaft nachgezeichnet (vgl. Kuschel 1991). In diesen Zeilen meditiert Celan über ein zuvor mit Nelly Sachs geführtes Gespräch um Gott. Während sie sich offensichtlich zu ihrem Glauben bekannte, sprach er – wie es heißt – „gegen ihn“, ließ aber dennoch eine letzte Hoffnung offen. Die Schlußverse des Gedichtes bilden Worte, die Nelly Sachs abschließend sagte:

Wir  
wissen ja nicht, weißt du,  
wir  
wissen ja nicht,  
was  
gilt.

*„Ehe die silberne Schnur sich verfängt, die goldene Schale springt, der Krug an der Quelle zerschellt, der Topf zerbrochen in der Grube liegt. Doch der Mensch geht zu seinem ewigen Haus, und die Klagen ziehen durch die Straßen“ Koh 12,6.5.*

*Das Buch Kohelet schließt mit einem prachtvollen Bild, das einen Maler reizen muß. Es drückt völlige Resignation aus, aber auch tiefen Frieden. Die Auseinandersetzung mit der Todverfallenheit des Lebens hat Kohelet mit der möglichen gedanklichen Schärfe geführt und den freudlosen Charakter des Lebens unbarmherzig bloßgestellt. Zuletzt gibt er seinen Betrachtungen aber doch einen versöhnlichen Schluß, wenn er in einem Bild von dichterischer Kraft das Leben langsam verlöschen läßt. Die Gegenstände, die einem Menschen das Leben einmal angenehm gemacht haben, sind ausgemustert; sie haben keinen Sinn mehr. Doch aus den Bruchstücken leuchtet noch frühere Schönheit. Sie dient niemandem mehr und stimmt daher traurig. Die Welt der schönen Dinge atmet die ihr eigene Melancholie. Morgen ist sie vergessen wie der Mensch, der sich dieser Welt einmal erfreut hat. Im Stilleben des Todes schreit der Mensch unhörbar seine Klage zu dem Gott der Lebendigen.*

Abb.: Sieger Köder, *Eine Tübinger Bibel*, 103

*Literaturhinweis:*

J. Bobrowski, Immer zu benennen <sup>1</sup>1961, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1: Die Gedichte. Berlin 1987, 143

P. Celan, Zürich zum Storchen <sup>1</sup>1963, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 1: Gedichte I. Frankfurt 1983, 214 f

H. Domin, *Gesammelte Gedichte*. Frankfurt 1987

J. Ebach/R. Faber (Hrsg.), *Bibel und Literatur*. München 1995

W. Gross/K.-J. Kuschel, „Ich schaffe Finsternis und Unheil!“ Ist Gott verantwortlich für das Übel? Mainz 1992

M. L. Kaschnitz, Nicht gesagt <sup>1</sup>1965, in: dies., *Gesammelte Werke*, Bd. 5: Die Gedichte. Frankfurt 1985, 397 f.

M. Krämer, „.... da ist noch Brot und dort ist noch Wein“. Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart – Ein Versuch. In: *Bibel und Kirche* 48/1993, 100-106

K.-J. Kuschel, Paul Celan, Nelly Sachs und ein Zwiegespräch über Gott, in: ders., „Vielleicht hält Gott sich einige Dichter...“ Literarisch-theologische Portraits. Mainz 1991, 285-306

G. Langenhorst, Hiob unser Zeitgenosse. Die literarische Hiob-Rezeption im 20. Jahrhundert als theologische Herausforderung. Mainz 1994

G. Langenhorst, Auf den Spuren Reinhold Schneiders. Bericht einer unzeitgemäßen Entdeckungsreise. In: *Geist und Leben* 68/1995, 55-63

N. Lohfink, Kohelet. Mit einer neuen Einleitung. Die Neue Echter Bibel 1. Würzburg <sup>4</sup>1993

D. Michel, Kohelet. Erträge der Forschung 258. Darmstadt 1988

S. Reichert, Das verschneite Wort. Untersuchungen zur Lyrik Johannes Bobrowskis. Bonn 1991

U. Suhr, Poesie als Sprache des Glaubens. Eine theologische Untersuchung des literarischen Werkes von Marie Luise Kaschnitz. Stuttgart/Berlin/Köln 1992

*Dr. Georg Langenhorst hat katholische Theologie, Germanistik und Anglistik studiert. Er ist Gymnasiallehrer und Dozent in der Erwachsenenbildung. Seine Anschrift: Kapellenstraße 21, 56073 Koblenz.*